

Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich - und der Schweiz!

Autor(en): **Meyer, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1997)**

Heft 6

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich – und der Schweiz!

Zu einem grundlegenden Buch von Ulrich Ammon

Von Kurt Meyer

Der Germanist und Soziolinguist Ulrich Ammon von der Universität Duisburg hat im angesehenen Wissenschaftsverlag de Gruyter ein Buch von gegen 600 Seiten veröffentlicht. Worum es darin geht, ist schon mit der ausdrücklichen Nennung der drei Staaten, die am Gebiet der deutschen Sprache teilhaben, angedeutet. Der Untertitel sagt es ausdrücklich: *Das Problem der nationalen Varietäten*.¹ Doch was ist darunter zu verstehen?

Keine Sprache ist völlig einheitlich

Dass die deutsche Sprache in viele sehr verschiedene Mundarten zerfällt, ist eine altbekannte Tatsache; ebenso, dass daneben nun schon seit Jahrhunderten die einheitliche «Schriftsprache», «Hochsprache» oder, wie die Wissenschaft heute sagt, «Standardsprache» besteht. Ist diese wirklich völlig einheitlich? Keine natürliche Sprache ist das. Eine durchgehend geregelte Sprache, auch Hochsprache, Standardsprache, in der es in jedem Falle nur richtig oder falsch gibt, ist eine Illusion, eine Idealvorstellung, die zwar in vielen Köpfen spukt, aber nirgends der Wirklichkeit entspricht. Überall gibt es Alternativen, Varianten, sprachräumliche, gesellschaftliche und andere, und wenn es nur ein eigener «Akzent» einer bestimmten Gegend oder Gesellschaftsklasse ist. Auch das ist keine neue Erkenntnis, doch seit die Wissenschaft die Sprache auch unter soziologischen Gesichtspunkten in bezug auf «die wechselseitige Abhängigkeit von Sprach- und Sozialstruktur» untersucht, hat man diese Dinge neu angegangen und besser in den Griff bekommen.

Es gibt vielerlei Spielarten einer und derselben Sprache, unter anderen auch *nationale*. Am bekanntesten ist das beim Englischen, wo «das Amerikanische» sich längst einen anerkannten eigenen Platz neben dem britischen Englisch errungen hat. Gibt es nun nicht im Deutschen in gleicher oder doch ähnlicher Weise «das Österreichische» und «das Schweizerische» (das, was wir Schweizerhochdeutsch zu nennen pflegen) neben dem Deutsch Deutschlands (das man zur Unterscheidung «deutschländisch» nennen könnte)? Dies ist die Frage, der das vorliegende Buch gründlich und systematisch nachgeht.

«Theoretische und methodische Vorüberlegungen»

Der erste Teil unter diesem Titel ist sehr breit angelegt, mit gutem Grund, da das Forschungsgebiet noch wenig durchgearbeitet ist.

Was verstehen wir unter «Variante»? Eine einzelne Verschiedenheit, z. B. *Est-
rich* in der Schweiz gegenüber *Dachboden* oder kurz *Boden* in Deutschland.
Was unter «Varietät»? Eine ganze Spielart der Sprache, z. B. die schweizerische,
die österreichische, die «deutschländische» – oder aber: die der Jugend, die
sog. «Jugendsprache», die «Amtssprache» oder die «Sportsprache» bzw. die
«Sprachen» der verschiedenen Sportarten usw. Selbstverständlich sind auch
die Mundarten Varietäten.

Und auch die Standardsprache (das «Hochdeutsche») ist so besehen zunächst
eine Varietät unter andern, allerdings die mit dem höchsten Prestige. Sie gilt
als das Deutsch schlechthin; sie ist die Varietät der ganzen Nation – in Deutsch-
land wie in Frankreich, Grossbritannien, Italien usw., das heisst in allen mo-
dernen Nationalstaaten – womit die *nationale* Problematik angeschnitten ist.
Wie steht es diesbezüglich mit dem Deutschen in der Schweiz, in Österreich
(oder mit dem Französischen in der Schweiz, in Belgien, in Kanada usw.)?
Muss nicht, bei der noch immer ungebrochen gemeinschaftsprägenden Kraft
des Nationalstaates, eine andere Nation auch eine andere Sprache aufweisen,
zum mindesten eine andere Varietät der (Standard-)Sprache?

Und wenn dem so ist: Wie fassen wir sie? Auf den ersten Blick, an der Ober-
fläche, sieht es ja noch immer so aus, als gäbe es nur *eine* deutsche Sprache. Es
gibt das «Grosse Wörterbuch der deutschen Sprache», es gibt die «Grammatik
der deutschen Gegenwartssprache» usf. Sie sind in Deutschland erarbeitet und
verlegt, sie gelten in erster Linie für Deutschland²; österreichische und schwei-
zerische Besonderheiten sind zwar (mehr oder weniger vollständig) aufgeführt,
aber eben doch bloss am Rande, als Abweichungen.⁵ Eigene Wörterbücher und
Grammatiken für Österreich oder die Schweiz gibt es nur in Ansätzen, vor allem
für die Schule. So stellt sich die Frage: Wie fassen wir denn den österreichischen,
den schweizerischen Standard, wenn er nur so unvollständig kodifiziert ist? Ha-
ben Österreicher und Schweizer wirklich abweichende Normen der deutschen
Standardsprache? Was ist überhaupt in diesem Zusammenhang eine Norm?

Eine sprachliche Norm ist eine gesellschaftliche Norm, eine Leitvorstellung
oder ein Verhaltensmuster, das was von uns erwartet wird, das was bei uns als
üblich und korrekt gilt. Eine eigene sprachliche Norm bedeutet also: Öster-
reich und die deutschsprachige Schweiz behalten sich vor, im Rahmen der
deutschen Standardsprache selber zu bestimmen, was bei ihnen gilt und gel-
ten soll. Zum Beispiel: In der Schweiz schreibt man *ss* anstelle des *ß*, das in
Deutschland und Österreich gilt; man schreibt und sagt *das Malaise* statt *die*
Malaise, usw. usf.

Österreich – Schweiz – Deutschland

Im Hauptteil des Buches werden die drei nationalen Hauptvarietäten nachein-
ander eingehend beschrieben, soweit das beim heutigen, noch sehr unglei-

chen Forschungsstand möglich ist. Dabei legt der Verfasser nicht nur sehr gut dar, was man weiss, sondern zeigt auch auf, was wir noch nicht oder nur ungenau wissen, was also noch zu erforschen ist. Und das ist nicht wenig. Er beginnt mit Österreich, wo eine engagierte Diskussion darüber geführt worden ist und noch wird, ob es ein eigenständiges «Österreichisch» gebe, in dem die Österreicher sich als eigene Nation wiedererkennen, mit dem sie sich identifizieren können.⁴ Dann kommt die Schweiz dran, wo diese Diskussion kaum stattfindet, da die Deutschschweizer sich mit der Mundart identifizieren. Endlich Deutschland, wo ein Bewusstsein einer eigenen Varietät ausserhalb enger Fachkreise überhaupt nicht vorhanden ist. Auf die kleinen Gebiete Liechtenstein, Luxemburg, Südtirol und Ostbelgien wird in einem weiteren Kapitel kurz eingegangen.

Der Schlussteil des Buches holt dann noch «Übergreifendes» nach und formuliert die wichtigsten «Forschungsdiesiderate».

Auf das Buch als Ganzes in allen seinen Aspekten näher einzugehen, ist in diesem Rahmen nicht möglich. Es ist voll von Beobachtungen und Fragestellungen, die ihrerseits zu weiteren Fragen anregen. Es ist zu wünschen, dass es eifrig und gründlich studiert und dann auch diskutiert werde; dann kann es sehr fruchtbar werden. Nicht-Sprachwissenschaftler werden sich allerdings wohl kaum der Mühe unterziehen, es von A bis Z durchzuarbeiten, obgleich es sehr lesbar geschrieben ist. Es ist ein Forschungsbericht über ein bisher wenig erforschtes Land, grundlegend, kopflärend.

Gibt es eine schweizerische Standardvarietät?

Im folgenden wollen wir nur noch zu dem uns Nächstliegenden: zu den deutschschweizerischen Sprachverhältnissen, ein paar Gedanken äussern. Teils entstammen sie direkt dem Buch, teils ergeben sie sich aus dem Weiterdenken.

Beginnen wir provozierend: Gibt es wirklich eine schweizerische Standard-Varietät des Deutschen?

Was es unzweifelhaft gibt, ist das seit längerem so genannte «Schweizerhochdeutsch»: Das Standarddeutsch, das wir Schweizer und Schweizerinnen schreiben (und drucken lassen!), und erst recht das, welches wir sprechen, weist in der Regel (das heisst, wenn wir nicht besondere Anstrengungen unternehmen, das zu vermeiden) soundsoviele Besonderheiten auf, die den Text als aus der Schweiz stammend kennzeichnen (sogenannte Helvetismen). Das gilt für alle Textsorten, allerdings mit Unterschieden in der Helvetismendichte: von der Zeitung (auch der überregionalen, auch dem «Weltblatt») über den Essay, das Sachbuch, die Übersetzung hoher wie weniger hoher Literatur bis zur Originalliteratur (Max Frisch, Dürrenmatt usw.; ein Virtuose wie Adolf

Muschg spielt gelegentlich damit). Der Schreibende hat vor einigen Jahren eine Nummer des Zürcher «Tages-Anzeigers» daraufhin durchgesehen und auf 26 Seiten 84 Helvetismen gefunden.

Da stellt sich nun die Frage: Ist dieses Schweizerhochdeutsch nicht nur unvollkommenes Hochdeutsch, im Provinziellen steckengeblieben aus Unkenntnis, aus Unvermögen, es besser zu machen? Oder aus Bequemlichkeit, weil wir's einmal so gewohnt sind? Also nicht das Ziel (die Norm), sondern nur eine Stufe auf dem Wege dazu? Mit andern Worten: Ist das schweizerische Hochdeutsch wirklich unser Standard, unsere Norm, das was wir anstreben, oder ist es nur eine unvollkommene Verwirklichung eines «höheren», allgemeingültigen deutschen Standards? So hat man es tatsächlich lange gesehen, und so sehen es viele bei uns noch heute.⁵

Letztlich ist und bleibt das Ansichtssache, eine Frage der Einstellung: Welche Norm wollen wir? Doch kann man die Frage auch etwas anders drehen: Welche Norm passt am besten in unser heutiges gesellschaftliches Umfeld? Die allgemeine Tendenz geht eindeutig auf realitätsnahe, gut anwendbare, nicht auf «hohe», fordernde Normen. Unter diesem Gesichtspunkt hat man ja auch die gegenwärtige Rechtschreibreform ausgearbeitet und beschlossen; im gleichen Sinne hat man schon vor Jahren die «Bühnenaussprache» als Richtschnur für gutes Sprechen durch die der Sprechwirklichkeit (in Deutschland!) näherstehende «Standardaussprache» ersetzt.⁶

Gerade dieses Beispiel zeigt aber auch, dass Realitätsnähe und allgemeindeutsche Einheitsnorm unvereinbare Gegensätze sind: Die Aussprache der Endsilbe *-er* als [a] nach der «Standardaussprache» entspricht der tatsächlichen Sprechweise von Deutschland (und Österreich?), nicht aber der Schweiz, für die die (abgesetzte) Norm [ər] der Bühnenaussprache durchaus nicht «hoch» und gekünstelt, sondern natürlich und realitätsnah ist.⁷

Folglich bedeutet eine erreichbare, realitätsnahe Norm für uns Deutschschweizer eo ipso eine eigene, schweizerische Standardvarietät des Deutschen. Versuchen wir uns nun klar zu machen, was das bedeutet bzw. bedeuten würde!

Wollen wir eine schweizerische Standardvarietät?

Ammon plädiert eindeutig für drei Varietäten, die, völlig gleichberechtigt, nebeneinander auf gleicher Ebene stehen. Drei unterschiedliche «Ausgaben» der Grosssprache Deutsch, im wesentlichen identisch, aber doch soweit verschieden, dass man die Unterschiede, wenn nicht beim ersten, so doch beim zweiten oder dritten Hinhören bemerken muss. Man versteht sich gegenseitig in der Regel mühelos, gesprochen oder geschrieben (von gelegentlichen kleinen Schwierigkeiten abgesehen); man kann sich zwanglos unterhalten. Aber man

kann die Sprecher oder Schreiber(innen) «heimweisen»: nach Deutschland, nach Österreich, nach der Schweiz.

So weit, so gut. Gesetzt nun aber den Fall, jemand in Japan oder Amerika oder sonstwo in der Welt will Deutsch lernen. Da müsste man ihn oder sie nun vor die Wahl stellen: ja, welche Varietät des Deutschen soll es denn sein? Ist das aber eine wirkliche Wahl? Wenn für die betreffende Person die Schweiz oder Österreich im Mittelpunkt des Interesses steht, wird sie vielleicht einen Lehrer der betreffenden Varietät suchen und unter Umständen auch finden, in allen andern Fällen aber ist es doch klar: Man wählt diejenige Varietät, die für über 85% der Deutschsprachigen massgebend ist, eben das «deutschländische» Deutsch! Mit andern Worten: Im Weltraum stehen die drei Varietäten niemals wirklich gleichberechtigt auf derselben Ebene; die schweizerische wie die österreichische bleiben am Rande. Im europäischen Rahmen könnte Gleichrangigkeit vielleicht, bei vernünftig reduzierten Ansprüchen, erreichbar sein.

In den Schoss fällt sie uns sicher nicht; wir müssen sie anstreben. Lohnt sich das? Versuchen wir eine kleine Kosten-Nutzen-Rechnung aufzustellen!

Was braucht es?

1. Die Erarbeitung und Kodifikation eines konsensfähigen (wie man in der Politik sagt) Standards des Schweizer Hochdeutschen. Der Kodex muss umfassen: Aussprache, Rechtschreibung, Grammatik, Wortschatz und Pragmatik (Was sagt/schreibt man in bestimmten Situationen: Gruss, Dank, Anrede usw.). Wie weit die Ausarbeitung gehen muss, wird sich zeigen. Bei der blossen Zusammenstellung der Besonderheiten darf man jedenfalls nicht stehenbleiben, sondern muss Nachschlagewerke schaffen, die das Ganze der Sprache umfassen, sonst bleiben wir doch immer auf fremde Hilfsmittel angewiesen, und diese behalten die Vorherrschaft. Andererseits wird es kaum sinnvoll sein, ein schweizerhochdeutsches Gegenstück zum achtbändigen Grossen Wörterbuch der deutschen Sprache zu schaffen; doch wäre anzustreben, dieses voll zu einem Wörterbuch aller drei Varietäten auszubauen (d.h. mit Markierung nicht nur der österreichischen und der schweizerischen Besonderheiten, die damit beinahe als Absonderlichkeiten abgestempelt sind, sondern auch der «deutschländischen», die nicht mehr dastehen dürfen, als wären sie allgemeindeutsch).

2. Parallel damit eine breite Diskussion und Bewusstseinsbildung, ausgehend von der Feststellung: Das schweizerische Hochdeutsch gibt es, es muss nicht etwa erst erfunden werden, und es ist grundsätzlich nicht schlechter als das «deutschländische» oder das österreichische. Aber wir müssen es aufarbeiten, die Spreu vom Weizen sondern, und es uns bewusst machen. Nicht neue Forderungen sollen an Herrn und Frau Schweizer herangetragen werden, son-

dern es geht im Gegenteil darum, längst Gewohntes aufzuarbeiten und anzuerkennen. Der Tenor wird nicht sein «du sollst», sondern «du darfst» (unter Umständen mit dem Zusatz «vorausgesetzt, dass...»). Ganz abgesehen davon, dass alle sprachlichen Vorschriften immer nur Richtlinien, keine (gerichtlich durchsetzbaren) Gesetze sind!

3. Münden sollte das alles wohl in die amtliche Anerkennung dieses Kodexes durch Eidgenossenschaft und Kantone (genau so, wie kürzlich für die Rechtsschreibreform geschehen) und in seine Durchsetzung vor allem in den Schulen, so dass die junge Generation damit aufwächst.

Und was bringt das?

1. Vor allem eine bessere «Akzeptanz» des Hochdeutschen. Einen Abbau der verbreiteten (und nicht ganz falschen, aber noch weniger richtigen) Meinung, das Hochdeutsche sei, im Gegensatz zur Mundart, nicht wirklich unsere Sprache, da sie ja von den Deutschen regiert werde und wir uns nur diesen anpassen hätten.

Diese Meinung rührt davon her, dass wir uns über unsere Lage im Bereich der Standardsprache nicht im klaren sind; dass wir immer noch glauben, uns Normen anpassen zu müssen, die nicht für uns, sondern in Deutschland mit Blick auf Deutschland geschaffen wurden, oder dass wir sogar auf eindeutig bloss norddeutsche Regionalnormen hereinfallen, immer nach dem Wahlspruch: Je fremder, je weiter von unserm eigenen Sprachgebrauch abweichend, um so «besseres» Hochdeutsch!

(Dies bezieht sich ganz besonders auch auf die Aussprache, die ja am unmittelbarsten ins Gefühl geht – auch ins Körpergefühl! Selbstverständlich soll damit nicht einem «kchrachenden Schwäizer Hochtöitsch» das Wort gesprochen werden, vielmehr einer gepflegten Aussprache, die aber nicht krampfhaft alles Schweizerisch-Oberdeutsche zu meiden sucht, was doch den meisten immer nur teilweise gelingt, so dass ein scheusslicher, je nachdem lächerlicher oder ärgerlicher Mischmasch von angestrebten norddeutschen und stehengebliebenen schweizerisch-mundartlichen Elementen entsteht.)

2. Im deutlichen Gegensatz dazu nehmen wir nun unsere Standardsprache bewusst, offen und systematisch selber in die Hand; nicht mehr, wie bisher, zwar faktisch in zahllosen Einzelheiten, doch wenig bewusst und, wenn ja, oft mit schlechtem Gewissen. Und mit dieser schweizerischen Varietät können wir uns dann auch voll identifizieren und damit endlich ein im modernen europäischen Rahmen normales Verhältnis zu unserer Standardsprache gewinnen.

Ein blosser Wunschtraum? Es muss nicht dabei bleiben! Oder wie urteilen Sie?

Anmerkungen

- 1 Ulrich Ammon: Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Verlag de Gruyter, Berlin, New York 1995, XV, 575 Seiten; Fr. 114.–.
- 2 Rein quantitativ dominiert naturgemäss Deutschland mit 86,7% aller Deutschsprachigen! Wollen wir Kleinen in dieser Asymmetrie bestehen, müssen wir uns wehren, d.h. zunächst einmal unserer sprachlichen (auch hochsprachlichen!) Eigenart bewusst werden.
- 3 Während die nur in Deutschland gültigen Sprachformen nicht besonders gekennzeichnet, d.h. so dargestellt sind, wie wenn sie allgemeingültig wären.
- 4 Bekanntlich liess Österreich bei den Beitrittsverhandlungen mit der EG 23 gastronomische Austriazismen amtlich anerkennen: das ging damals durch die ganze Presse.
- 5 Vgl. Robert Schläpfer: «Entgegen der Einsicht der Sprachwissenschaft und obwohl neuere Sprachlehrwerke dagegen ankämpfen, lebt in der Schweizer Schule noch weitherum die Vorstellung, es gebe im deutschen Sprachgebiet eine einheitliche deutsche Hochsprache, die wir uns aneignen sollten.» (In: Wortschatzprobleme im Alemannischen. Hg. von W. Haas und A. Nät. Germanistica Friburgensia, 7. Freiburg/Schweiz 1985. Seite 48).
- 6 Vgl. Duden Aussprachewörterbuch, Vorwort.
- 7 Vgl. Bruno Boesch: Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz. Zürich 1957. Seite 28.

Mac's Döner

Von Jürg Berthold

Wer die neuen Bundesländer bereist, wundert sich über vieles, und vieles von dem, worüber man sich wundert, ist nicht spezifisch für die neuen Gebiete, nur zeigt es sich hier wie als Karikatur dessen, was man kennt und deshalb nicht mehr wahrnimmt. George Ritz, ein amerikanischer Sozialwissenschaftler, hat vor einigen Jahren für seine Analyse der westlichen Gesellschaften den Begriff der «McDonaldisierung» geprägt, da für ihn die weltweit expandierende Fast-food-Restaurantkette als Inbegriff einer neuen Lebenshaltung gesehen werden kann. McDonald's führt für Ritz beispielhaft vor, was Max Weber mit Rationalisierung meinte: einen Vorgang, der auf Effizienzsteigerung durch Vorhersehbarkeit, Berechenbarkeit und Kontrolle der Abläufe abzielt. Die Zutaten zu den Burgern sind genormt, bei der Essensausgabe ist kein Handgriff überflüssig, Essen und Getränke holt man sich selber, und auch den Abfall räumt man nach dem Essen eigenhändig weg (und erspart McDonald's damit Arbeitskräfte). Wen wundert es, wenn die McDonaldisierung auch auf den Osten übergreift?

Eine McDonaldisierung eigener Art beobachtet, wer durch die Strassen von Berlin oder Potsdam schlendert: Da finden sich *McDöner*, es werden *Döner-burger* angeboten, an Büdchen kriegt man *Chicken Kebap*, und man hört, wie